

Zeitschrift: Pestalozziblätter
Herausgeber: Kommission des Pestalozzistübchens der Schweizerischen
Permanenten Schulausstellung
Band: 12 (1891)
Heft: 1

Artikel: Bericht über einen Besuch bei Pestalozzi, im Dezember 1797
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-917636>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Pestalozziblätter.

XII. Jahrg. No. 1. Beilage zur „Schweiz. Pädagog. Zeitschrift“. Januar 1891.

Inhalt: Bericht über einen Besuch bei Pestalozzi im Dezember 1797. — Lesefrüchte aus „Christoph und Else“. — Mitteilungen der Kommission für das Pestalozzistübchen.

Bericht über einen Besuch bei Pestalozzi, im Dezember 1797.

Schinznach, den 4. Dezember 1797.

Freunde, ich eile Euch etwas wieder zu erzählen, was Epoche machen wird in meinem Leben; dass ich die Bekanntschaft gemacht habe von einem edlen vortrefflichen Mann — von Pestalozzi. Ich gehe oft nach Castelen. Konvenienz, ein gewisses Gefühl von Dankbarkeit gegen die, welche mir einst unwillkürlich manche belehrende Erfahrung aufdrangen, der Wunsch mit meinem ehemaligen Zögling ein Verhältnis zu unterhalten, das ihm, leider, einst sehr nützlich werden könnte, diese Gründe führten mich bisher dahin. Oft hörte ich da von Pestalozzi sprechen, man sagte, er komme auch zuweilen her. Ich konnte bei ihm nicht die gleichen Beweggründe, wie bei mir voraussetzen; ich musste also teils den Wunsch zu beobachten oder die Hoffnung, hin und wieder einen guten Samen fallen zu lassen, der etwa keimen möchte — wiewol ich an diesem Erfolg zweifle — diese beiden Bestimmungsgründe musste ich bei ihm annehmen, ich ward also neugierig, ihn in jenem Verhältnisse zu sehen, denn an eine andere Zusammenkunft konnte ich nicht denken, da ich keine Hoffnung dazu hatte; Pestalozzi ist zu oft in Zürich, als dass ich aufs Ungewisse nach Birr gegangen wäre. Fr. Fischer versprach, mir es wissen zu lassen, wenn er nach Castelen käme; er kam, aber ich erfuhr zufällig nichts, ward ihm indes angekündigt und war nachher sehr betroffen darüber. Ich entschloss mich jetzt, ihn in Birr aufzusuchen und ich gestehe es, dass grösstenteils Instinkt der Konsequenz mich dazu bewog.

Verzeiht mir diesen Prolog, er soll Euch meine Gemütsverfassung und meine Sophistereien und meine Unlauterkeit schildern, nachher werden sie in Kontrast stehen mit manchem das ich sah, erfuhr und dachte. Lasst mich eben deswegen meine Vorbereitung noch weiter fortführen.

Unterwegs frug ich mich nach dem Grunde der Ängstlichkeit, welche ich jetzt fühlte; sie war vorhanden, ich wollte auf die Wurzel gehen, ach, da fanden sich harte, unförmliche Verwachsungen! Ich werde mich einem Manne nähern, sagte ich mir, dessen tiefes Gefühl, dessen weitstrebender rastloser Geist, dessen Taten mich niederdrücken werden — Vorwürfe werde ich aus seinem Anblick schöpfen, Verzweiflung, nie an Stufen der Veredlung und der Tätigkeit, wie er mir sie darbietet, hinanreichen zu können, wird mich demütigen, ich muss fürchten, ihm einige kostbare Stunden zu *rauben*; ich kann mich nicht losmachen von der niedrigen Frage: wie werde ich ihm erscheinen? Ich habe nichts bestimmtes ihn zu fragen, ich werde bald erschöpft sein, mit fremden

Lappen prangen, ich habe ja selbst beinahe nichts eigenes — diese Bestürmung der Kleinmütigkeit, der verurteilten Eigenliebe, der Selbstverachtung, des Mangels an Zutrauen zu dem *Menschen*, den ich sehen würde, diese Angriffe hatte ich zu bekämpfen. Worte der Pflicht und leise Ahnungen besiegten oder unterdrückten diese Feinde; wäre ich indes nicht krank gewesen, die Ahnungen würden lauter gewesen sein. Der Mensch soll ja, je dürftiger er sich fühlt, den reichern suchen, elende Schwäche der Schüchternheit überwinden, und wenn er einen *guten Menschen* aufsucht, auf ihn vertrauen. Ich dachte: wer ist Freund für die Ewigkeit! — Denn im Vorbeigehen, an dieser hängt mein Herz fester als nie, die Vernunft knüpft haltende Faden an sie an — Freunde für die Ewigkeit sind entweder diejenigen, welche schon Proben der Ausdauer, der Kraft und der Zuverlässigkeit gegeben haben und dadurch *Ewigkeiten trotzen*, oder die mir mit ihrer Hand das Pfand darreichten, welches mir einen jetzt versagten *Umgang für die Ewigkeit* — einst — verheisst, weil die Bürgschaft in ihrem Herzen und in ihrer Kraft liegt, und jenes die allfällige Ungleichheit zwischen mir und ihnen ausgleichen wird. — Ich habe schon Freunde der erstern Art und Freunde der letztern Art darf ich, soll ich mir machen.

So sammelte ich alles, was ich nur konnte, ging dann getrost hin, liess schöne, wolwollende und kraftvolle Bilder aus Lienhard und Gertrud vor mir vorübergehen, und erreichte Pestalozzis Haus. Auf eigenem Acker, der aber nicht durch sanftere Kultur verschönert ist, besitzt er ein geräumiges Haus; es ist nach eigenem Plane angelegt, vereint Bequemlichkeit und andere Vorzüge, hat aber nicht mehr ein jugendliches Aussehen; nichts ist zerfallen, aber das meiste welk. Der Sohn, ein höchst unbedeutender Mann, führte mich zum Vater, und ich — ward tief betroffen über sein ungünstiges Äusseres, er nähert sich gar zu sehr dem Cynismus, und in dem gebückten Körper ahnt man nicht den freien, rastlosen Geist; aber eine gutmütige, an Ängstlichkeit reichende Höflichkeit nimmt sogleich für ihn ein, indem man sich jedoch gestehen muss, man würde zu einem mitleidigen Gefühle gestimmt werden, wenn allenfalls der Anblick des Umgebenden Veranlassung dazu lieferte; zum Glück ist es nicht so, und wenn man dieses Gefühl je rechtfertigen will, so muss man auf die frühern, längst durchgekämpften persönlichen Leiden des trefflichen Mannes zurückgehen; diese haben doch in seinem Äussern Spuren zurückgelassen.

Er hat übrigens jene Güte, äussert jenes Wolwollen, welches Baggesen bei Klopstock fand, kindlich nannte und so schön schilderte; er würde es noch mehr besitzen, wenn die ernste Richtung seines Geistes ihm erlaubte, auch das Leblose um sich gefälliger anzunehmen, ihm gefälligere Formen zu geben und Freundlichkeit in dasselbe sowie in seine Kleidung etc. etc. zu bringen. Ich war unpässlich und konnte es nicht verhehlen, da zeigte sich dann seine wolwollende Sorgsamkeit so einfach und wahr, dass es mich rührte, obgleich — zur Entschuldigung, dass ich *mich* hier hineinbringe — dieser Umstand nur einige Minuten einnahm.

Bald nach dem Empfang setzten wir uns nebeneinander, er frug und frug wieder — kaum konnte ich antworten, es liess sich anfangs kein fortlaufender Faden anknüpfen; er verriet zugleich die Lebhaftigkeit seines Geistes und seinen Wunsch mich kennen zu lernen, denn diesen Gründen schrieb ich sein Springen zu. Zehn Minuten mochten endlich hingereicht haben, ihn zu orientiren. Die Velitatio hörte auf und Castelen, das die Veranlassung meines Besuches war, diente zur Einleitung in ernsthaftere Gespräche, die wir dann drei Stunden lang fortsetzten, — eine Viertelstunde ausgenommen, da uns seine Sohnsfrau, ein munteres Weibchen, den Café servirte — seine Gattin, die eine sehr schätzbare Frau sein soll, war krank. Ich freute mich, einen vierjährigen Enkel zu sehen, der Kraft und Lebhaftigkeit verspricht; hoffentlich leben in ihm die Hoffnungen des Grossvaters wieder auf, welche er bei seinem Sohne aufgegeben zu haben scheint. „Ich schätze“, sagte Pestalozzi, „den Herrn Landvogt v. Castelen, er ist ein gerechter, edelmütiger Mann, der seine Grundsätze mit Würde gelten macht, wenn sie auch unrichtig sein sollten; er gönnt jedem Stand gern seine Geniessungen; wenn alle Aristokraten so dächten, es würde sich unter ihnen erträglich leben lassen.“ *Ich*: „Er hat die Tugenden und die Fehler an sich, welche das bürgerliche Verhältnis ihm und vielen andern unserer Aristokraten zuteilt. Es ist ein ewiger Kampf unter den Familien; diejenigen, welche einmal gesiegt haben, erheben sich über die kleinliche innere Politik, über die Ränke und Berechnungen, welche bis in die allerkleinsten Verhältnisse Egoismus verweben, ihr Blick wird freier, ihr Handeln kühner, offener und daher liberaler und billiger. Das ist der Fall der grossen, mächtigen und vornehmen patrizischen Familien, das Entgegengesetzte sieht man nur zu häufig bei den kleinen, noch kämpfenden“. *Er*: „Also würde denn doch daraus folgen, dass die Verfassung nicht gut ist, indem sie dergleichen Wirkungen hervorbringt.“ *Ich*: „Allerdings, gern gebe ich es zu.“ -- Jetzt war ein Präliminarartikel im Reinen, und wir gingen bald zu der Beurteilung unsers gegenwärtigen Zustandes und unserer Verhältnisse über. Hier kam es mir zu statten, dass Du, St.¹⁾, mich so nachdrücklich aufgefordert hattest, über jene Gegenstände bestimmter nachzudenken; ich fand jetzt manche Berührungspunkte mit einem wahren Patrioten und dafür sei Dir gedankt! Dass eine Umänderung der Dinge zu wünschen sei, darüber waren wir einig, dass der Stoss von Aussen kommen müsse, war uns auch nicht zweifelhaft; und dass er *von uns* müsse aufgenommen, geleitet, modifizirt werden, das war seine Meinung ebenfalls. Die Hauptfragen blieben: Woher wird der Stoss kommen und wie reissen wir seine Gewalt an uns? — Er beruhigte mich über die Besorgnis einer Teilung der Schweiz: „Buonaparte hat Integrität zugesagt, er widerspricht sich nicht so ohne Not, als es hier der Fall sein würde; aber mit der Integrität ist nicht Verbleiben der Verfassung wie sie ist, verbunden; wir sollen nach dem Interesse von Frankreich *ein Volk sein*, nicht Berner,

¹⁾ Steck.

Zürcher, Freiburger u. s. f.; die Bedürfnisse der Franken können auch befriedigt werden ohne Teilung; wir *geben allenfalls gerne Geld*; man schickt die Deputirten von Bern nach Hause, lässt dafür Ochs aus Basel nach Paris kommen u. s. w. — Ich ergab mich willig, um so viel mehr, da mir noch einige Gründe hier beifielen, die Frankreichs Interesse darbietet. — Desto mehr besorgt Pestalozzi eine andere Wendung, die von Innen heraus unsern Angelegenheiten eine unglückliche Richtung geben könnte; er ahnt bei unsern Aristokraten eine Neigung nach Oestreich hin, an den Kaiser, glaubt er, würden sie sich lieber *freiwillig* anlehnen als dem Stoss von Frankreich her unterliegen. Aus einem Brief — ich vermute, er kommt von Bern — las er mir einiges vor. „In den Gemächern unserer Geheimen Räte“, heisst es da, „werden finstere Geburten ausgebrütet, ein dichter Schleier umhüllt ihre Tätigkeit, nicht vergebens liegt er darauf.“ Pestalozzi deutete dieses für seine Hypothese. — „Ich habe letzthin“, setzte er hinzu, „in Castelen Frau v. Sinner v. Wild gesehen, sie trug sich mit Schnüren umwunden, gelb und schwarz gemischt, Oestreichs Farbe, — die Wahl ist so geschmacklos — erkundigen Sie sich, ob das Mode sei, ob man in Bern noch mehr patrizische Damen sich so tragen sehe?“ — Ich lächelte; aber wo ist in unsern Tagen etwas zu verachten, alles wird Cocarde, und die Cocarde wird Losung, vom Hutknopf an bis zum Knopf der Badine in der Hand des royalistischen Mädchens. Als ich nachdachte und Pestalozzis Besorgnis zu teilen begann, da erschrak ich, Grimm fasste mein Innerstes. — „Was ist dann zu tun?“ brach ich aus; „zu tragen ist das nicht und rebelliren kann man auch nicht!“ „Nichts“, erwiderte er, „bleibt dann übrig als zu emigriren in Frankreich.“ — „Aber wie können wir dann die Kraft uns zu formen aus einer fremden Hand in die unsrige bringen?“ „Es ist notwendig“, sagte er, „dass wir mit Frankreich offen traktiren, fragen was es wolle, und dann ebenso offen antworten, aufnehmen oder abweisen, wie es die Wahrheit und das Beste erfordert. Vielleicht ist dazu jetzt ein Schritt getan; ich hoffe etwas auf die Gegenwart von Ochs in Paris. Dann ist es Zeit, dass die Patrioten, die sog. Demokraten, aufstehen, sagen: „Viel Gutes haben wir schon, lasst uns nur selbst die Keime entwickeln, erdrückt sie nicht, schont ihrer, und wir wollen versuchen, eure wahren selbständigen Freunde zu bleiben!“ Dann müssen eben dieselben auftreten und, sich auf die äussere Macht und den Drang der Notwendigkeit stützend, die bisherigen Machthaber auffordern: „Kommt, wir wollen kapituliren, gebt ab, was uns nach unverletzlichen ewigen Rechten gehört; wir wollen dafür keines der eurigen verletzen und mit Gut und Blut sogar schützen, wenn sie einmal geläutert sind; wir wollen noch mehr, wollen manches vergessen, wollen euch den Verlust einiger Usurpationen vergüten, bis ihr und euere Kinder euch auf andere Art nach Brod umgesehen habt; lasst uns die Archive durchforschen, wir werden euch beweisen können, dass euch selbst nach eurer Rechtsform manches nicht zukommt; das werdet ihr dann doch ohne Widerrede fahren lassen?“ In diesem Zusammenhang ver-

stand ich, wenn Pestalozzi auf „diplomatische Beweistümer“ drang; vorher hatt' ich ihm eingewandt, es sei teils nicht möglich, teils zu spät und ebenso hatte ihn sein Korrespondent aus Bern missverstanden: „Glaube nicht“ — sagt ihm dieser — „dass die morschen senatorischen Stühle desto haltbarer und in sich fester würden, wenn man sie mit pergamentenen Lappen belegen wollte; sie werden einstürzen, und wir bedürfen des Lichtes der Menschenrechte, nicht des Raubes der Archive.“ Von dieser Meinung musste Pestalozzi weit entfernt sein; allein in seine Kalküls gehörte jener Rat wesentlich. Wir mögen die gegenwärtige Verfassung behalten oder nicht, so muss der Patriot immer seine Siege über die Usurpation auf diplomatischem Wege sichern oder gar erfechten. Erfolgt eine Umänderung, so muss das Billigkeitsgefühl nach seinem bisherigen Massstab rege gemacht werden; bleiben wir was wir sind, so ist allmälige Belehrung auf der Bahn der Empirie das einzige Mittel, unsern Zustand zu verbessern; Belehrung der Machthaber, Aufklärung der Untergebenen und Beispiele von aussen wirken dann vielleicht in einem Jahrhundert langsam, was *ein* Jahr aber mit fürchterlichen Stössen wirken könnte. Es ist wahr, wir müssen uns zur Pflicht machen, die Missbräuche und ihre Quellen, die Mittel dagegen und ihre Anwendbarkeit durch und durch kennen zu lernen, immer aufs neue die Aufmerksamkeit der Machthaber dahin lenken, ihnen allmählich Ideen zuschieben, durch Aufklärung der Untern die Beschämung von Jenen recht fühlbar machen, und so tun wir Bürgerpflicht. Auf einem andern Wege laufen wir Gefahr, Schwärmer oder förmliche Rebellen genannt zu werden; was man nicht versteht, wird gegen uns ausgelegt, das Volk glaubt es, wir fallen unnütz; aber gegen die offene Wahrheit der Tatsachen darf sich doch die Macht nicht so frech erheben, oder es ist unnütz, man sieht es ihr dann an, dass sie so ungebärdig ist, weil der Pfeil getroffen hat und tief sitzt; nachher schämt sie sich und lenkt wieder ein. — Es war mir interessant zu hören, wie Pestalozzi die Notwendigkeit des Auftretens reiner Patrioten auf einem andern Wege fand und bestimmte als ich, aber doch darin mit mir übereinkam, dass *Not von aussen* sie rechtfertigen und mit Diplomen versehen müsse. *Er* glaubt, dass die Notwendigkeit im blossen „Drang der Verhältnisse“ herankommen werde, *ich* fürchtete ihre Ankunft durch Krieg. Einmal wandte sich Pestalozzi zu mir hin und sagte: „es sollten zu jenen Zwecken etwa 200 Patrioten aus allen Kantonen sich verständigen und verbinden und dann mit Kenntnis der Dinge, mit festen Grundsätzen, Kraft und Freimütigkeit sich waffnen; diese könnten das Vaterland retten.“ „Ja“, erwiderte ich, „heilsam ist die Verbindung, aber Klugheit sei ihre Losung!“ Er setzte sich freier und kühner auf dem Sopha, hob den Blick und sagte: „Ich glaube mich in Ihnen nicht versehen zu haben, Ihre bisherigen Äusserungen bürgen mir von Ihrer Gesinnung; ich bin gegen Sie nicht unklug.“ Dabei blieb es, wir spannen Fäden, die aus der Hauptfrage sich loswanden, weiter und waren offen und frei. Mir bleibt ein weites Feld zur Deutung jener Worte, denn meine kurze Gegenversicherung erschöpfte ihren

Sinn nicht. — Pestalozzi glaubt, wenn einmal die Wagschale der Gerechtigkeit die Ursupation emporschnelle, so werden sich am Ende auch die meisten Aristokraten der Schweiz *als solche* zufrieden geben, indem bei den wenigsten, die bernerischen ausgenommen, wahres Interesse für die Erhaltung der beträchtlichen Geldquellen regsam sein könne, bei den meisten beruhe der Wunsch zu herrschen blos auf der Eitelkeit; wenn daher die Handelsmonopole vernichtet sein würden, so wären sie bald gleichgültig gegen das Übrige.

Pestalozzi frug mich mit Wärme um Nachrichten von Dir, St. und von Deiner Gattin¹⁾. Die Schweizer hat ihm die letztere bekannt gemacht und von Dir weiss er viel durch Deine Freunde. „Wird wohl“, sagte er zu mir, „der Zirkel von Steck, Otth und May auch immer so fest sein wie in Jena?“ er machte Rechnung auf Eure Verbindung.

Ich sprach von dem Bedürfnis, eine philosophische und dabei empirisch-richtige Übersicht der bürgerlichen und gesetzlichen Verhältnisse zu haben, welche den Einfluss einer Verfassung auf den Charakter des Volkes bestimmen und die also, nach einer solchen vollständigen Tafel der Wechselwirkungen der Verfassung und des Volksgeistes, den Wert von jener beurteilen liesse Pestalozzi ging in sein Kabinet und mit einem grossen Heft in der Hand erschien er wieder; er fing an mir vorzulesen; und ich fand wirklich den Plan zu demjenigen, was ich gewünscht hatte. Freilich geht er hier wie überall seinen besondern Gang und folgt keinem leitenden Prinzip als dem, welches ihm, wie er sagt, sein Gefühl angibt. Er hat recht; denn wie ich sehe, so liegen die Deduktionen in seinen Darstellungen und diese sprudeln dann mit einem Reichtum und Kraft hervor, welche sich mit der Methode des erstern nicht vertragen. Er durchgeht die Wechselwirkungen der bürgerlichen Einrichtungen mit den hauptsächlichsten Zweigen der Kraft im Menschen; er nennt sie: intellektuelle Urteilskraft, sinnliche Urteilskraft, physisches Erhaltungs-, Erwerbs- und Schätzungsvermögen, Zeugungsvermögen und Ahnungsvermögen — auf diese führt er die Gesetze und Anstalten der Gesellschaft zurück — und ich versichere Euch: die Rubriken sind äusserst reichhaltig; wenn er sie mit den Belegen seiner Erfahrung und mit der Fruchtbarkeit seiner Phantasie ausfüllen wird, so muss eine lebendigere und wahrere Politik aus seiner Feder fliessen, als die bisherigen Aggregate derselben sein mögen. „Von Prinzipien und Deduktionen“, sagt er, „weiss ich nichts, ich überlasse mich einzig meinen Gefühlen, diese liefern mir nebst meinen Beobachtungen Stoff genug; ich kämpfe mit der Sprache, die Ideen liegen mir tief im Hintergrund; aber ich fühle, dass eben dadurch manches oder alles wärmer hervorquillt.“ Wer wollte ihm

¹⁾ Stecks Gattin war eine Französin, Marie Aimée Guichelin (geb. 1776, gest. 1821). Vgl. die über sie publizierte Monographie von E. Michaud: *Madame Steck et ses poésies*. Chaux-de-fonds 1885. Die „Schweizer“ ist die treffliche Gemahlin des bekannten Kaufmanns Schweizer in Paris; vergleiche über sie „Joh. Caspar Schweizer und seine Gattin Anna Magdalena Hess“ im Zürcher Taschenbuch 1880 p. 1—190.

widersprechen, wenn man sein Buch „Über den Gang der Natur“¹⁾ liest? und wer wollte ihm raten, sich Gewalt anzutun, in fremde, mehr oder weniger scholastische Argumentationen sich hineinzuarbeiten und hineinzuzwingen; er verlöre dadurch an seiner Fülle und Kraft und die Wahrheit würde einer vor-
trefflichen Rechnungsprobe entbehren, welche jetzt sein öfteres ungesuchtes, sogar unbewusstes Zusammenstimmen mit Fichte und Kant liefert. Wie er sich, ohne dies Wort zu kennen, vor allem *formalen Philosophieren* fürchtet, das bewiesen mir mehrere seiner Äusserungen; er lebt in Anschauungen und darum scheute er sich z. B. das Wort: *Naturstand*, gesellschaftlichen *Stand* etc. zu brauchen; „man verbindet gar bald damit einen fixirten Begriff von etwas unter sich bestimmt geschiedenen Successiven etc.; mir kann und muss das Verhältnis der Menschen zur Natur auch im gesellschaftlichen Verhältnisse fort dauern, sie modifiziren sich und so ist's auch, wenn der Mensch sittlich wird.“ Er warnt vor Spekulation ohne Psychologie; im Menschen ist ihm nichts rein und lauter, aber er wird darum nicht sein Feind, vielmehr lehrt ihn das Billigkeit; von Fichte hält er äusserst viel, aber er hat ihn nicht studirt; einige Hauptpunkte ihrer Übereinstimmung zeigte ich ihm, es freute ihn ungemein. — Die Stufe wahrer Kultur, welche der zürcherische Landmann erreicht hat, ist in seinen Augen weit höher als die der bernerischen oder irgend eines andern Kantonsgenossen; denn diese, sagt er, sind entweder noch zu sehr Spiel der Natur, oder zu sinnlich und also zur Rechtlosigkeit geneigt — oder in derselben verwildert oder entnervt durch die Machthaber; desto tiefer ist sein Unwillen gegen das gesellschaftliche Unrecht seines Kantons. — Doch dergleichen Urtheile sind blosse Subsumtionen unter die allgemeinen Sätze, die er in seinem Buche „über den Gang der Natur“ so bündig aufgestellt und mit so vielen in die Augen fallenden Kriterien für die Anwendung ausgerüstet hat.

Genug, mir ward der Nachmittag, bei Pestalozzi zugebracht, lehrreich, erhebend und seither hellt sich mir manches auf, das sonst in *meinen* Ansichten und in der Beurteilung *seiner* schriftlichen Äusserungen dunkel war. Ich begreife jetzt besser, wie Dir, St., die Unterredungen mit Jakobi sich so tief einprägen konnten und wie sie Dir künftig noch oft Licht und Leben zur Er-
wahrung und Beseelung des Buchstabens reichen werden.

Ich verliess Birr, als es schon Nacht war; ich würde geblieben sein, wenn nicht der folgende Tag als Sonntag unerlässliche Ansprüche auf mich gemacht hätte. Wir versprachen uns, diese Mitteilung nicht die letzte sein zu lassen während meines zwar kurz dauernden Aufenthaltes in Aargau.

Gestern und vorgestern (ich schreibe heute den 5. Dezember) setzte ich mich hin, Pestalozzis Buch „Über den Gang der Natur“ etc. zu lesen. Die anfängliche Spannung, in die ich mich versetzen musste, um mich auf seinen

¹⁾ Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts, 1797. Neu herausgegeben von der Kommission des Pestalozzistübchens in Zürich. Zürich, Schulthess 1885.

lichten Standpunkt zu stellen, und durch das oft blendende Licht seiner Phantasie und die Kühnheit derselben mich nicht irre führen zu lassen, ward mir reichlich belohnt. Er klärte mir Fichten auf, sowie dieser hinwieder durch seine bedächtige Gründlichkeit die Wahrheit des zwanglosen Forschers mir sicherte. Pestalozzi gibt Leben, Fichte Haltung, Kant steht mehr zwischen beiden. Man halte sich an jenes wichtige Kapitel in Pestalozzis Moral, wo er die Scheidung der sittlichen Herrschaft der Freiheit von der tierischen Herrschaft des Triebes im Menschen darstellt und Pestalozzis Gang wird ganz klar; Fichte warf einige Züge des tierisch herrschenden Menschen hin, Pestalozzi malt sie aus, und man zittert und wird empört, ohne doch zu verzweifeln, ohne das Geschlecht, ohne die Natur, ohne den Schöpfer zu hassen. Fichte stellt den konsequenten Gang der sittlichen Herrschaft dar und ihre Bedingungen; man sieht seine tierische Kraft von hundert Fesseln der Freiheit gebunden, aber man freut sich derselben, weil er so deutlich den Zusammenhang einer jeden derselben mit unserm Höchsten und Besten sehen lässt; man hört Pestalozzi und bewundert nicht ruhig; man staunt, man schwebt empor zur sittlichen Würde, und nur, indem man in das Chaos blickt, durch das man sich hindurcharbeiten muss, lässt man sich gefallen, allmählig zu ordnen, zu benutzen, zu dulden, zu lenken und wenn nichts mehr zu tun möglich ist, so siegt durch Aufopferung wieder die ewige himmlische Freiheit und lernt zu sterben, p. 64. Es ist wahr, er wiederholt sich oft; aber ich las sie gerne, die Wiederholungen, welche durch so vieles Feuer belebt werden, und das innige Vertrautsein des Verfassers mit seinem Gegenstand verraten; welcher himmelweite Abstand zwischen dieser Zergliederung und dem matten tötenden Kategorien-Schematismus. Und dann „das Bild des Menschen, wie er sich meiner Individualität darstellt“ p. 56 — es schien mir, ich lese einen Propheten; die orientalische Fülle, der Drang, die Energie überströmt, reißt fort, gebietet über unsere Gefühle. — Jakobi schien mir oft Pestalozzis Bruder, z. B. pag. 51 und „Allwill“ p. 290 ff., oder p. 296 in dem letztern und p. 46 im erstern. Doch ich breche ab, — weil ich muss, denn eben kommt Besuch von Castelen zu mir.

Lieber Z.,¹⁾ ich kann keinen Brief von Böhl[andorf] finden, der Dir zugehört. Plank ist verschrieben. Ich wollte heute auch an meine Schw. L.²⁾ schreiben, aber jetzt kann ich nicht — grüsse sie, entschuldige mich. — Dank Dir für Deine Nachrichten, tausend Grüsse an die Eurigen alle — bald seh' ich Euch und sie wieder und unsere Freunde alle. Lebt wol. Behaltet lieb Euern

Fischer.

¹⁾ Zehender.

²⁾ Schwester Lisette.

Wir haben diesen Brief absichtlich ohne irgendwelche Kürzung wiedergegeben. Die selbstquälerischen Betrachtungen der Einleitung — wie der ganze Brief für die Freundesherzen, nicht für die Öffentlichkeit, bestimmt — dienen dazu, den Verfasser und seine Zeit zu charakterisieren. Und wenn auch hier wie im spätern Verlaufe des Briefes nicht immer der bezeichnendste Ausdruck verwendet ist, so entschuldigt dafür das einer Freundeskorrespondenz inwohnende Gepräge kunstloser Unmittelbarkeit.

Der Mann, der in den ersten Dezembertagen 1797 Pestalozzi in Birr aufsuchte, um ihn kennen zu lernen und ihn zugleich über seine politischen Ansichten auszuholen — wir würden jetzt auf gut deutsch sagen, zu „interviewen“ — war Johann Rudolf *Fischer* von Bern, geb. 1772, als Sohn des Ludwig Albrecht Fischer, damals Pfarrer in Langenthal, der dann zur Zeit der helvetischen Staatsumwälzung Pfarrer zu Grosshöchstetten war; der Sohn war zur Zeit, da er diesen Brief schrieb „Vikarius zu Thalheim in der Pfarre zu Schinznach“, das wie Birr zum Staatsgebiet der Republik Bern gehörte, und wurde im Jahr 1798 zunächst Vikar bei seinem Vater, bis ihn Stapfer als *Sekretär des helvetischen Ministeriums der Künste und Wissenschaften* berief. Es ist allgemein bekannt, dass er seit Juli 1799 mit Einwilligung und Unterstützung Stapfers auf dem Schlosse Burgdorf Lehrerbildungskurse zu organisiren suchte, nach dem Misslingen dieses Versuches zu Anfang 1800 wieder in seine Sekretärstelle zurückkehrte und zu Bern den 4. Mai 1800 an einem typhösen Fieber starb. Nach Fischers Tod schloss sich der Appenzeller Lehrer Krüsi, der mit den ausgewanderten Appenzellerkindern zu Fischer nach Burgdorf gekommen war und dort seine Fortbildung durch diesen erhalten hatte, an Pestalozzi an; letzterer quittirte seine Funktionen als städtischer Elementarlehrer, und ein halbes Jahr später nahm Pestalozzis Institut auf dem Schlosse zu Burgdorf seinen Anfang. Über Fischer besteht eine kleine, zunächst in der Lehrerzeitung erschienene, aber auch separat veröffentlichte biographische Skizze von S. Abt (J. R. Fischer von Bern; eine historisch-biographische Studie, Frauenfeld 1882), in der leider das Biographische nur mit einigen wenigen Notizen komparirt; man wusste eben nicht ein Mehreres über ihn; selbst das Geburts- (resp. Tauf-) Datum und das (richtige) Todesdatum ist erst von Abt eruirt worden. Nicht nur Fischer, auch seine beiden nächsten Freunde sind frühe gestorben (s. u.), und Fischers Tagebücher, die sich bei seinem Tode noch in Burgdorf befanden, waren unmittelbar nachher (12. Juni 1800) — wol aus Diskretion — vernichtet worden; die Briefe aber, die die Freunde ihm einst geschrieben, nahmen und erhielten sie zurück. Das eine dieser Pakete nun hat sich seither gefunden; es enthält die Briefe Joh. R. Stecks an Fischer, welche des erstern Enkel, Prof. R. Steck in Bern, aus dem elterlichen Nachlass wieder ans Tageslicht gefördert hat und die über des Adressirten Individualität und Schicksale höchst erwünschten Aufschluss bieten. Auch der hier mitgeteilte Brief Fischers

entstammt diesem Funde, und Freund Steck hat mir in freundlichster Weise gestattet, denselben in den „Pestalozziblättern“ zu veröffentlichen.

Die „Freunde“, an welche Fischer schreibt, sind, wie aus dem Brief selbst hervorgeht, zunächst Steck und Zehender. Johann Rudolf *Steck* (1772—1805) ward nachmals der erste Generalsekretär (wir würden jetzt sagen „Staatskanzler“) des helvetischen Direktoriums, freilich nur für sehr kurze Zeit, da die französische Regierung den Rücktritt des unabhängigen Mannes verlangte; von Jugend auf mit Fischer befreundet, verband ihn mit demselben zugleich die Erinnerung an die gemeinsamen (1795—1797), in Jena verlebten Studienjahre und die Verehrung für Fichte¹⁾. Emanuel Jakob *Zehender* von Gurnigel (1772—1807) ist derselbe Zehender, dessen Bekanntschaft mit Pestalozzi Fischer vermittelt hat und der dem todmüde und körperlich leidend von Stans abgehenden Pestalozzi 1 1/2 Jahre später durch seine „woltätige Güte“ auf dem Gurnigel „Tage der Erholung verschaffte“²⁾, von welchen neugestärkt Pestalozzi zur Fortsetzung seiner pädagogischen Experimente ins Tal hinunterstieg, um auf das Betreiben von Stapfers Schwager Schnell in Burgdorf das erwünschte Arbeitsfeld zu finden. Zum weitem Kreise dieser Freunde gehören May v. Schadau, Otth, Fellenberg u. a. Es sind die jungen Berner, welche mit den Ideen der französischen Revolution sympathisirten; zu ihnen hielt auf Grund persönlicher Beziehungen aus der Jenaer Studienzeit auch der Philosoph *Herbart*, als er zur Übernahme der Hofmeisterstelle im Hause des Herrn v. Steiger für einige Jahre in die Schweiz kam, und ohne Zweifel ist er durch diese seine Freunde dazu angeregt worden mit Pestalozzi und seinen Bestrebungen sich näher bekannt zu machen.

Bei unserm Briefe liegt nun das Hauptinteresse wol in den politischen Auseinandersetzungen, welche das Gespräch Fischers mit dem Einsiedler auf dem Neuhohe zu Tage förderte; nicht zu dem Pädagogen, sondern zu dem mit Fichte geistig nahe verwandten philosophischen Politiker hat Fischer nach Birr gewallfahrtet; Pestalozzi steht, da es mit der alten Eidgenossenschaft Abend geworden, für die junge Generation gewissermassen im Mittelpunkt der Gefühle und Bestrebungen, aus denen deren Mitwirkung zur Neugestaltung des Vaterlandes im Jahr 1798 hervorging; und so harmlos, fast idyllisch naiv seine Darlegungen

¹⁾ Diese Verehrung erzeugte sogar den Wunsch Fichte in die Schweiz zu ziehen; am 18. Febr. 1799 schreibt Steck an Fischer, der damals als Stapfers Sekretär in Luzern war: „Da Fichte förmlich angeklagt ist und er vielleicht seine Stelle in Jena zu verlieren in Gefahr steht, sollts es nicht möglich sein, im freien Helvetien ihm einen Zufluchtsort zu bereiten? Welcher unermessliche Gewinn, wenn diesem Manne eine Lehrstelle könnte ausgewirkt werden! Beherzige diesen Gedanken, mein Fischer, ich lege dir es auf das Gewissen, du vermagst hier viel. Stapfer ist dem Manne nicht gewogen; wenn nur Legrand noch im Direktorium sässe. Ich werde an ihn schreiben. Vorsicht ist indessen allerdings zu beobachten, das Publikum könnte leicht Ärgernis nehmen, dass man einen des grössten Atheismus angeklagten Philosophen zu einer Lehrstelle berufet. Aber wenn es sich fügte, dass er in die Schweiz käme ohne einen bestimmten Ruf, so wäre jenes weniger zu besorgen.“

²⁾ Pestalozzi, Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. Seyffarth, Pestalozzis sämmtl. Werke, XI 102.

sind, so sehr in denselben der vernünftige und edle Mensch sich äussert, der bei den andern auch nur Motive der Vernunft und des Wolwollens voraussetzt und sich so eine Entwicklung der zukünftigen Dinge konstruiert, welche stets nur ein Traum der Phantasie bleiben wird, so begreifen wir aus diesem Briefe erst so recht, wie Pestalozzi bei andersdenkenden Mitbürgern als französisch gesinnter Revolutionär, als „Jakobiner“, verschrien sein konnte.

Und die Darstellung dieses Briefes, der Pestalozzi von geringerem Glauben an die Haltbarkeit der vaterländischen Zustände als an die Gerechtigkeitsliebe und Mässigung der Franzosen, fast als Vertrauensmann der die Invasion vorbereitenden „Patrioten“ erscheinen lässt, entspricht, wenn wir dieses Verhältnis auf seinen durchaus ehrenhaften, in der idealen Übereinstimmung der französischen modernen Staatsidee mit den Träumen der Besten in unserm Vaterland¹⁾ bestehenden, Gehalt ansehen und darauf beschränken, der geschichtlichen Stellung Pestalozzis in den Neunziger-Jahren durchaus.

Am 26. August 1792, in der Zwischenzeit zwischen dem Sturm auf die Tuilerien (10. August), dem die Schweizergarden zum Opfer fielen, und den Septembermorden, war Pestalozzi von der Nationalversammlung zum französischen Bürger ernannt worden²⁾ als einer der Männer, von denen das Dekret sagt, „que les hommes, qui par leurs écrits et par leur courage ont servi la cause de la liberté et préparé l'affranchissement des peuples ne peuvent être regardés comme étrangers par une nation que ses lumières et son courage ont rendue libre“. Er war dabei in guter Gesellschaft mit Schiller, Campe, Washington, Wilberforce, Klopstock u. a.; aber es ist mir wenigstens von keinem dieser Männer bekannt, dass er sich gelegentlich auch als citoyen français unterschrieb, wie das bei Pestalozzi mehrfach der Fall ist³⁾.

Dass Pestalozzi in jener kritischen Zeit, da in Frankreich der Terrorismus herrschte, selber nach Frankreich gehen wollte, versetzte seine Verwandten in peinliche Angst, der er selbst glaubte Rechnung tragen zu sollen; seiner Nichte Anna Schulthess schrieb er 1793⁴⁾: „Dein Brief hat mich unendlich gefreut; seine Herzlichkeit presste mir eine Thräne [aus]; bin ich denn wirklich, musste ich

1) Selbst ein so ruhiger Mensch, wie Rengger, hatte wenige Jahre vorher an den nachmaligen Escher von der Linth geschrieben: Ja, wol sind die Tage tatenreich und geht es den Franken herrlich. Mir erscheint die Wiegenzeit der Republik schön wie die aufgehende Sonne, und unser bleiben nun Freude und Lachen, während die armen Aristokraten schwitzen und staunen und staunen und schwitzen“ (Hottinger, Escher v. d. Linth 93). Von unsern Begriffen des Patriotismus aus wird man manches gegen solche Parteinahme für das Ausland wider die Angehörigen des eigenen Volkes einzuwenden haben. Aber die Äusserungen in jener Zeit sind nach ganz anderen Verhältnissen zu messen, als denen der Gegenwart; einer billigen Betrachtungsweise werden freilich nicht nur Rengger und Pestalozzi als gerechtfertigt, sondern auch die aktiven Politiker wie Laharpe und sogar Ochs als entschuldbar erscheinen!

2) Der Wortlaut des Dekrets ist abgedruckt: Pestalozziblätter 4. Jahrg. 1883 p. 95.

3) z. B. bei Zehnder-Stadlin, Pestalozzi I. 814.

4) Pestalozziblätter, 6. Jahrg. 1885 p. 106.

zu mir selber sagen, den Meinigen so lieb als du, Gute, es glaubst? — ich wünschte von Herzen es zu verdienen. In der Sach selber sei ruhig, es ist jetzt nicht wahrscheinlich, dass ich nach Frankreich gehe, und wenn ich früher oder später gehen würde, so würde ich mich keineswegs in die Stürme der Politik hineinwagen, sondern ruhig einige Monate schriftstellerischen Endzwecken hinter meinem Pult abwarten und alsdann in einen stillen Winkel zur Ausarbeitung dieser Endzwecke hineilen; aber noch einmal, auch nur dieses ist jetzo nicht wahrscheinlich.“

Pestalozzi ist wirklich nicht damals, sondern erst 1802 als Abgeordneter zur Consulta nach Paris gekommen; dass er aber sein französisches Bürgerrecht keineswegs als einen blossen Titel ansah, zeigt er in seiner, nach seiner eigenen Notiz im Februar 1793 niedergeschriebenen, bis auf Seyffarth ungedruckt gebliebenen Schrift: „Ja oder Nein, Äusserungen über die bürgerliche Stimmung der europäischen Menschheit in den obern und untern Ständen, von einem freien Mann“, in welcher er ähnlich wie der ihm gesinnungsverwandte Fichte seiner Beurteilung der französischen Revolution Ausdruck gab. In dieser Schrift hat Pestalozzi, wie Guillaume¹⁾ durchaus richtig gesehen, Frankreich geradezu als „Vaterland“ angeredet.²⁾

Ja, Pestalozzi kam sogar, zwar nur für einen Augenblick, aber bei keinem geringern als bei Lavater in den Verdacht, die Leute am Zürichsee gegen die Stadt aufgehetzt und das Stäfner Memorial geschrieben zu haben³⁾. „Es ist äusserst wahrscheinlich“, schrieb Lavater den 22. Nov. 1794 an Baggesen, dass der Mann, den ich einmal nach Kopenhagen empfahl, Verfasser und dass er

1) Pestalozzi, étude biographique, par J. Guillaume, Paris 1890, p. 105.

2) Pestalozzis sämmtl. Werke, herausgegeben von Seyffarth, Bd. XVI, S. 370—372 „Vaterland, deine Grundsätze gegen fremde Staaten sind unrecht — du bietest den Völkern die Freiheit an in einem Augenblick, da dir die Welt die deinige streitig macht, und indem du dein Anerbieten mit der ganzen Anarchie deiner gegenwärtigen Volksstimmung unterstützest, ist dasselbe nichts andres, als ein zudringlicher unedelmütiger Versuch, den alten Zustand der Völker in einem Augenblick aufzulösen, in welchem du unter der Farbe dieser woltätigen Absicht die sittlichen Hindernisse eines bessern Zustandes selbst millionenfach unter ihnen erhöhen und wegen der Gewaltigkeit deiner gegenwärtigen Lage um deiner selbst willen noch erhöhen musstest

„Vaterland, du wirst mit dem Fortschritt deiner Begriffe die Natur des Menschen nicht ändern und es ist immer abscheulich, in fremden Ländern die Leidenschaft der immer irrenden Menge dahin zu gebrauchen, gesetzliche Regenten mit Übermass und ohne Verhältnis mit ihren wirklichen Fehlern zu kränken, und jeder Versuch, das Land, das friedlich und glücklich ist, durch fremden Einfluss zu desorganisiren, ist immer eine unnatürliche Handlung.

„Ich rede nicht Despoten das Wort; nein, Vaterland! ich rede das Wort dir selber; du wirst durch dieses Benehmen die Sache der gegen dich verbundenen Mächte zur Sache aller ihre Ruhe und Behaglichkeit liebenden Menschen machen, und dadurch selbst das Meiste beitragen, den Krieg gegen dich zu popularisiren.“

3) Vgl. den Aufsatz „eine Episode in Pestalozzis Leben aus dem Jahr 1794“ in Pestalozzi-Blätter 3. Jahrgang 1882, p.25.

herumlaufender Aufwiegler sei.“ Lavater wollte damit Pestalozzi durch Baggesen warnen lassen; aber schon am 30. November klärte er den Adressaten über den von ihm selbst begangenen Missgriff auf: „Ich meinte Pestalozzi. Man will mich aber versichern, dass das Memorial, das man revolutionarisch erklärte, schwerlich von ihm sei; es sei zu heterogen. Man sah ihn aber bei dieser Zeit aus Bauernhäusern gehen, wo sein Dortgewesensein verdächtig war, und da ich Redensarten hörte vom „an den Schatten setzen“, so wollt' ich warnen und dachte: durch dich könnt's am besten geschehen.“ Am 5. Dezember aber ist er bereits völlig überzeugt „durch andere sowol als durch ihn (P.), dass er an den gegenwärtigen Schritten, die gegen die Regierung geschehen, nicht den mindesten Anteil zu haben allgemein anerkannt werden muss Klugheitsregeln hat er indes einige nötig Da er vorher mit einigen der Inhaftirten Bekanntschaft gemacht haben soll¹⁾, so wird er nun gewiss klug werden und ohne Lauf sich keine Besuche erlauben, die ihn bei aller Unschuld verdächtig machen könnten.“

Zu alldem stimmt nun vollauf, was Provisor Fröhlich erzählt, dass Pestalozzi 1798, als in Brugg der Freiheitsbaum aufgerichtet wurde, — „ich weiss nicht, ob absichtlich oder zufällig“ dazu kam und sich über das neue Glück freute, das unserm Vaterlande durch die helvetische Konstitution aufgehn würde.²⁾

Wie alle die Versuche Pestalozzis, zu verschiedenen Zeiten in Politik sich zu betätigen (Redaktion des helvetischen Volksblattes 1798, Wahl zur Consulta 1802, die Schrift „an die Unschuld“ 1815), mit Enttäuschungen endigten, auch seiner auf das Wirken nach der Innenseite des Menschheitslebens gerichteten Individualität auf die Dauer keine Befriedigung schufen, so bekannte er, kaum durch die Berufung nach Stans und seine Arbeit in Burgdorf der eigentlichen Lebensaufgabe zurückgegeben, 1801 von jenen politischen Bestrebungen in den Neunzigerjahren: ich erniedrigte mich dahin, mitten unter Vorkehrungen äusserer Gewalt und innerer Leidenschaft von dem blossen Schall bürgerlicher Wahrheit und Rechtsbegriffe eine gute Wirkung auf die Menschen meines Zeitalters zu erwarten³⁾.

¹⁾ Auch Provisor Fröhlich erzählt, dass Pestalozzi mit den verfolgten Stäfnern Pfenninger und Bodmer befreundet war. Pestalozzi-Blätter, 3. Jahrgang 1882, p. 19.

²⁾ ib.

³⁾ Wie Gertrud ihre Kinder lehrt, Seyffarth XI, 96.